

Der Fall Brangwyn.

(Kriminalroman von David Christie Murray.)

(Fortsetzung.)

„Lut mir leid. Ich brauch' das Geld heute. Und Sie sind nachgerade so langweilig im Begehren geworden. Mr. Billery, daß ich mit gar nichts drum machen würde, wenn Sie einem anderen Haus die Ehre schenken würden!“

„Es tut mir leid, furchtbar leid.“

„Jollerte die arme Billery.“

„Das ist mit egal. Ich sag' Ihnen jetzt zum letztenmal, daß ich heute mein Geld haben muß, ein Pfund, siebzehn Schilling und sechs Pence und —“

„Hallo, Billery!“ rief eine Stimme von der Treppe.

Billery wandte sich um, als er diese wohlbekannte Stimme hörte, und sah den ironisch lächelnden Truscott eben die letzte Treppentstufe erklimmen.

„Es scheint mir, daß ich dir ungeliegt komme, mein Junge.“ lächelte Truscott. „Wo hast du denn die ganze Woche lang gesteckt? Bist du krank gewesen?“

„Nein.“ fiel die kostbare Mrs. Mac mit ihrer schrillen Stimme ein, „er ist nicht krank gewesen, und wenn Sie einer von seinen merkwürdigen Freunden sind, so könnten Sie wissen.“

„Wah!“ sagte Truscott. „Sie sind wohl die Besten im Hause?“

„Bin ich auch.“

„So? Nun, wenn ich nicht irre, so höre ich Sie eben die Stimme von einem Pfund und siebzehn Schilling.“

„Und sechs Pence!“

— und sechs Pence erwähnen. Wollen Sie so freundlich sein, den Betrag mit diesen beiden Goldstücken hier zu decken und den Rest meinem Freund Billery gutschreiben. Und nun lassen Sie sich ja nicht aufhalten, bitte. Sie haben gewiß sehr viel zu tun. Billery, das Geld werde ich dir vom Gehalt der nächsten Woche in Abzug bringen!“

Mrs. Mac bestand wortlos, denn ein klingendes Argument war das einzige Mittel, das sie unschbar zum Schweigen brachte.

Truscott trat ein und nahm Platz.

„Na, ich wollte einmal nach dir sehen. Hamilton, mein Junge, was hast du wieder für blödsinnige Beschäftigungen angefangen? Hat es denn überhaupt Sinn, wenn ich über dieses Thema mit dir rede?“

„Nein, ich fürchte nicht.“ murmelte Billery in tödlicher Verlegenheit.

„Dann werde ich kräftigere Mittel als bloßes Reden anwenden, mein Sohn!“

„Reggie, ich verspreche dir gerne wieder, einen Monat lang —“

„Und wenn der Monat vorbei ist?“

„Lieber Reggie, jeder Mensch hat seine Fehler. Länger als einen Monat halte ich es bestimmt nicht aus.“

„Meinst du? Es ist mir zu schade um dich. Ich will dir mal was sagen: Ich werde einen professionellen Faustkämpfer für dich engagieren und ihm sehr eingehende Instruktionen erteilen. Er wird dir folgen wie dein Schatten, und jedesmal, wenn du eine Bar betrittst, wird er geduldig außen auf dich warten und dich, gemäß meinen Instruktionen, nach allen Regeln der Kunst jämmerlich verbeulen, wenn du wieder herauskommst. Was sagst du dazu, mein Sohn?“

„Es hat keinen Sinn.“

„O doch. — Aber wir wollen ernsthaft sein, Hamilton. Du hast mir auf einen Monat lang dein Wort gegeben. Einen Monat also bist du noch ein freier Mann, und da ab wird mein Faustkämpfer dich wider Willen belehren, daß ein ganzer Mensch wie du auch ohne Wischitz — und — Sodas genial sein kann, mein Junge. Ich halte meine Idee für ausgezeichnet. Aber nun wollen wir von etwas anderem sprechen. Brangwyn hat mich aufgesucht.“

„Alohus?“ fragte Billery.

Truscott nickte. „Es handelte sich um den Rosenbeitrag der angrenzenden Hausbesitzer zur Zehnregulierung, und er erbat meinen Rat. Du hast die Nachforschungen in der Brangwyn-Sache übrigens völlig aufgegeben, nicht wahr? Die Polizei ebenfalls?“

„Ich glaube, ja.“ antwortete Billery. „Sodas ich weiß, ist das Ermittlungsverfahren eingestellt, oder es ruht vorläufig. Ich sagte mir, er bestehe keinerlei Material gegen Brangwyn außer demjenigen, das ich ihm seinerzeit gab.“

Truscott nickte. „Weißt du, Billery,“ sagte er, „ich kenne ja Alohus Brangwyn nur oberflächlich, aber ich kann mir wirklich nicht vorstellen, daß der Mann imstande ist oder war, ein Verbrecher zu begehen.“

„Ich dagegen bin von seiner Schuld überzeugt.“ erklärte Billery. „Ich stelle mich einfach auf den Verantwortungspunkt. Die Tatsachen, soweit sie ermittelt sind, weisen darauf hin, um mich ganz deutlich auszu-

drücken, daß entweder Alexis oder Alohus den Mord begangen. Und bei Alohus ist das Motiv gegeben: die Furcht vor Entdeckung! Bei Alexis dagegen fehlt jedes Motiv!“

„Alexis ist übrigens zurückgekehrt, bemerkte Truscott. „Du weißt doch, daß er mit einer Miss Lee verlobt ist? Meine Frau, Miss Roddy und Miss Lee sind sehr befreundet geworden und finden immer zusammen. Natürlich sehe ich auch Alexis Brangwyn häufig. Er ist ganz anders in seiner Art als sein Vetter.“

„Ich habe Alexis sehr gern.“

„Oh, er gefällt auch mir, aber ich möchte beinahe vermuten, daß in Alohus die tieferen Werte liegen. Er zeigte mir einmal einige seiner Arbeiten — der Mann ist ein großer Künstler, Billery. Seine Rinderrisierungen sind entzückend. Und ich sage mir, daß ein Mann, der die Rinderrisierungen so fein und so liebevoll erfaßt, keine Verbrechertat feil kann. Wenn die Wahrheit wirklich an den Tag kommt, so wird es sich wahrscheinlich herausstellen, daß Alohus den alten Mann vielleicht im Zorn tötete und im ersten Schreden die Leiche verbergte, wie ein Verbrecher es getan haben würde, aber von einem überlegten Mord aus Gewinn kann bei Alohus sicherlich nicht die Rede sein. In dieser Beziehung trittst du dich bestimmt, Billery. Die Leute in meinem alten Zehnhäusern vergöttern ihn geradezu. Der Mann soll wiederhergestellt sein wie ein Weib und freigeig wie ein Prinz.“

Mrs. Mac stand den Kopf zur Tür herein.

„N Herr ist draußen, Mr. Billery.“ sagte sie und streckte eine knochige Hand aus, die eine Visitenkarte hielt.

Billery nahm die Karte, rief die Augen wach auf vor Erstaunen und gab sie Truscott hinüber. „Wenn man den Wolf nennt!“ — führte er.

„Jehosaphat!“ rief Truscott aus, ebenso erkrankt.

„Bitte, bleibe hier.“ sagte Billery. „Ich möchte mit dem Mann nicht ohne einen Zeugen verhandeln.“

Und Alohus Brangwyn trat ein.

Er sah wohl ruhiger und selbstbewußter aus als Billery, der vor Erregung zitterte und brüht fragte: „Was beschafft mir die Ehre dieses unerwarteten Besuchs?“

Brangwyn begrüßte Truscott gelassen mit einer Verbeugung, stellte seinen Selbstwitz auf die Kommode und maß Billery mit einem kühlen Blick.

„Es ist mir sehr angenehm, Mr. Truscott, Sie hier zu treffen.“ sagte er. „Mein Besuch betrifft die Nachforschungen, die Mr. Billery über meine Person angestellt für seine Pflicht hielt, und ich muß wohl annehmen, Mr. Truscott, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Chefredakteur und Besitzer des Rekord das Vorgehen Herrn Billers unterstützen und billigen.“

„Solange Mr. Billery sich mit dem sogenannten Fall Brangwyn beschäftigt, geschah es mit meiner Billigung und unter meiner Unterstützung.“ erwiderte Truscott ruhig. „Jeder andere Zeitungsmann in meiner Lage würde genau so gehandelt haben.“

„Darüber fehlt mir jedes Urteil.“ sagte Alohus Brangwyn eifrig. „Welche Gründe Sie veranlassen, sich gerade mit mir zu beschäftigen, weiß ich nicht. Sie haben jedoch den Ruf, ein Ehrenmann zu sein, und ich nehme deshalb ohne weiteres an, daß Sie —“

„Ihre Pflicht hielten, so vorzugehen, wie Sie es taten. Ich bin —“

„Ich über die Tatsache zu beklagen, daß es Herrn Billery angemessen erschien, Nachforschungen über meine Person anzustellen. Das ist mir gleichgültig. Es ist mir jedoch nicht gleichgültig, wenn Herr Billery sich nicht auf Nachforschungen beschränkt, sondern, wie er es getan hat, mich gewissen Personen gegenüber als Verbrecher bezeichnet und so einen alten und grundlosen Skandal aufreißt, der mich vor sieben Jahren schwer genug getroffen hat. Ich suche Sie auf, Mr. Billery, um Ihnen zu sagen, daß ich energisch gegen Sie vorgehen werde, auch möchte ich Sie um ein schriftliches Widerruf Ihrer Behauptungen ersuchen.“

„Welcher Behauptungen?“ fragte Billery laut und nun völlig ruhig, denn er fühlte, daß er eine gerechte Sache verteidigte.

„Sie behaupten, Sie seien auf Grund von Ihnen bekannten Bezeugen überzeugt, daß ich der Mörder meines Onkels sei.“

„Ich behaupte, diese Behauptung nicht zurücknehmen zu können.“ erklärte Billery, ohne eine Miene zu verbergen.

„Gut.“ sagte Alohus Brangwyn in seinem immer gleichen gemessenen Ton, „dann werden Sie den Beweis für Ihre Behauptungen vor einem Gerichtshof beibringen müssen.“

„(Fortsetzung folgt.)“

Er nahm seinen Hut, machte Truscott eine Verbeugung und wollte gehen.

„Einen Augenblick.“ sagte Billery. „Es würde Sie vielleicht interessieren, zu wissen, auf welche Tatsachen ich meine Behauptung stütze.“

„Das würde mich allerdings sehr interessieren!“

„Sie schworen bei der Leichenschau, daß Sie an dem Tage, als Ihr Onkel ermordet wurde, nicht in London waren. Sie wurden jedoch am Abend jenes Tages hier in London gesehen. Die Leiche wurde in der Kolossalstraße verpackt, die Ihr Vetter Alexis vollkommen hatte, die Sie jedoch später vordemontiert oder fast vordemontiert.“

„Alohus!“ rief Alohus Brangwyn. Der Ausdruck war ihm unwillkürlich entfallen. „Sie rufen geschickt, Mr. Billery,“ sagte er dann. „Und die Beweise?“

„gründen sich im allgemeinen darauf, daß die Leiche noch konserviert war, als sie nach sieben Jahren gefunden wurde, daß der Keller des Hauses, in dem man sie fand, süßlich mit schimmeligem Modelliererdampf bedeckt war, als man das Wasser ausgepumpt hatte, und daß ein Kunstwerk von erheblichem Wert, eben jene Kolossalstatue, spurlos verschwunden ist.“

„Nein, das kann ich nicht.“ antwortete Alohus kühl. „Ich erschrak allerdings. Aber aus einem anderen Grunde, als Sie wohl meinen. Doch eine Frage: Weshalb ist Ihr Verdacht gerade auf mich gefallen?“

„Weil,“ sagte Billery, „Ihr Onkel beschloß, Sie zu entlassen und diese Tatsache mit ein Motiv darzulegen.“

„Oh! Ich muß allerdings zugeben.“

„Alohus hatte sich an Truscott gewandt —“

„dies Sie anscheinend triftige Gründe hatten, Nachforschungen anstellen zu lassen. Damit jedoch ist die Behauptung, ich hätte den Tod meines Onkels verschuldet, durchaus nicht gerechtfertigt. Wären diese Verdachtsmomente mehr als bloße Kombination, so würde ich schon längst unter der Anklage des Mordes vor Gericht gestellt worden sein. Mr. Billery jedoch ist, wie ich annehmen muß, von meiner Schuld noch immer überzeugt.“

„Ja, wohl, Mr. Brangwyn,“ erklärte Billery. „Ich habe jedoch meine Nachforschungen eingestellt und bin willens, Vergangenes Vergangenes sein zu lassen. Sie brauchen weitere Angriffe von meiner Seite aus nicht zu befürchten, denn ich habe Ihnen Vetter mein Wort gegeben, die Sache ruhen zu lassen.“

„Meinem Vetter versprochen. Sie das?“

„Auf seine bringende Bitte. Aus alter Freundschaft. Und ich bin der Ansicht, daß ich meine Pflicht erfüllt, als ich mein Material der Polizei übergab, und mir keine Vorwürfe zu machen brauche, wenn ich mich mit der Affäre nicht weiter beschäftige.“

„Alohus!“ rief Alohus, „ich bin in Ihren Händen der Polizei ist, so geben Sie mir nicht in weiter an, Mr. Billery. Ich bin in der glücklichen Lage, jederzeit unwiderruflich nachweisen zu können, daß nicht ich es war, der meinen Onkel ermordete. Solange ich mich auf sehr triftigen Gründen nicht zu entlasten vermag, können diese Beweise vorzulegen, darf ich Ihnen aus Ihrer persönlichen Überzeugung wohl keinen Vorwurf machen, da Sie Ihre Behauptung nicht leichtfertig aufstellen, wie ich zuerst annehme, sondern Beweise dafür in Händen zu haben glauben. Vorläufig muß ich noch schweigen. Ich habe meine Hände sieben Jahre lang getragen und werde sie noch länger ertragen können. Trotzdem Sie mit so unympathisch sind wie ich Ihnen, kann ich mich nicht wohl über Sie beklagen. Ich möchte Sie aber doch bitten, in Zukunft in Ihren Behauptungen vorsichtiger zu sein. Mein Geduld ist allzulange auf die Probe gestellt worden.“

„Was kümmert mich das!“ rief Billery wütend. „Ich habe Alexis mein Wort gegeben, und ich werde es halten. Um Ihre Willen würde ich sicher nicht schweigen.“

„Das genügt mir. Auch ich bin, um Ihren eigenen Ausdruck zu wiederholen, willens, Vergangenes Vergangenes sein zu lassen.“

„Er verbeugte sich und ging.“

„Gut, da jemals eine berartige Unverschämtheit erlebt, Truscott!“ rief Billery.

Truscott schüttelte den Kopf. „Ich kann mir nicht helfen, Hamilton — ich halte den Mann für unschuldig.“

„Wird ein Unschuldiger zögern, seine Unschuld zu beweisen?“ fragte Billery scharf.

„O ja — wenn dieser Unschuldige sehr charakterfest ist und aus triftigen Gründen schweigt.“

„Aber Truscott!“

„Dah sind nicht mehr davon reden. Ich habe keine Lust, Rätsel zu lösen, und muß überdies fort.“

„Ich noch sagen wollte — nach der netten kleinen Szene mit deiner lebenswichtigen Hausfrau, deren Zeuge ich vorhin wurde, brauche ich dich wohl kaum zu fragen, ob du Geld nötig hast, mein Sohn?“

Man erwartete den „großen Ausfall“, in dem die verweirten Belagerten den letzten Ausweg suchen würden.

Die Tafelrunde.

Romelle von Georg Freiherrn von Ompteda.

Nichts regte sich vor Paris über dem dichten Schneemantel, der in diesem harten Winter das sonnensichere französische Land bedeckte.

Der Part von Lesgranges dehnte sich in breitem Ausmaß vor den Fenstern. Des Schlosses steiles Schieferdach sah dunkel aus all dem Weiß. Nichts Besonderes hatte das Gebäude: sie glichen einander ja alle, diese Landhäuser reicher Pariser in der Bannweite der eingeschlossenen Auenlandschaft, mit ihrem Hauptbau, ihren Seitenflügeln, die den Ehrenhof umschloßen, von der Straße durch ein hochschmiedeeisernes Gitter getrennt.

Täglich bei Einbruch der Dunkelheit wurden die Flügel des großen Thores geschlossen. Dann fanden sich die fremden neuen Bewohner des „Chateau“ gesammelt gleichsam in einem Gegenorte der Belagerten. Freilich war es gerade nach der Stunde zu offen, denn da gab es noch einen Kolonnenweg durch Schneemassen, Heden und wirres Vorland zu den Vorposten hinaus.

Aus den Marmortrippen des Stalles lachten sich jetzt winterhaarstruppige Ochsen gut, im Walschhaus, wo einst seine Damentische, gärtlich, wie es ihrer Kostbarkeit zum, behandelt worden, bemühten sich der Soldatenhäufte, das Drüllig die dienstlich einmündig zu gestalten. In der „Concierge-Wohnung“ lag nun die Wache, und das große Gemächshaus der Wänterei diente zu Ziel- und Aufschlagsbüchsen, denn die Sieger hielten strikten Dienst.

Weder ein Wasserbeden hinweg, in dem ein paar Kaffeebecken einen Reptil umnetzen, öffnete sich frei die Aussicht auf Paris. Jeder, der zur Meldung oder auf Besuch herüberkam, wurde von den Herren dort hin geführt und blieb mit flüchtigem „Donnerwetter“ stehen. Ja, die Offiziere der Einquartierung, nun längst an den Blut geöhnt, pflegten trotz der bitteren Kälte des strengen Feldzugs winters jeder, ehe er zur Nachtruhe sein Zimmer aufsuchte, die Saaltür zu öffnen, hinauszutreten und das überwältigende Bild noch einmal einzufangen in Hirn und Augen: über der weiten Schneefläche des Partdurchblickes, das hohen Erden- und Eisen- und Menschenfeste geschlagene gewaltige hurnende Stadt und der dunkle sternverhüllte Himmel, über den die Feuergerben treppender Geschosse zogen.

Es waren acht Herren im Schloß einquartiert: der Regimentsstab, bestehend aus Oberst von Kranich, mit seinem Adjutanten Premierleutnant Heydrich, Oberstleutnant Sagen sowie der Oberstabsarzt und der Regimentskassierer. Dazu die Offiziere der neunten Kompanie, nämlich Premierleutnant von Bugt (der Hauptmann war gefallen) sowie die Sotondelutnants Eschhorn und von Krebs. Und diese Herren fanden sich allein, denn Lesgranges war von seinen Besatzern so fluchtartig verlassen worden, daß man nur das Silberzeug und die notwendigen Kleidungsstücke mitgenommen, Wäsche, Bücher, Bronzen und dergleichen kleinen Zimmergeschmuck dagegen hatte liegen lassen. Selbst Briefe und Heimlichkeiten der Schreibische und Schränke waren, offenbar im Schreck vor dem nahenden Feinde, zurückgelassen. Daß auch der mit edlen Marken wohlgefüllte Weinteller nicht gerettet worden, schien den Herren kein Fehler.

Ihre Zahl pflegte Mittags zu schwanken, denn von den Frontoffizieren war dieser oder jener auf Vorposten, den Zahlmeister hielten bisweilen Vorphilgungsschwierigkeiten, den Oberstabsarzt oder seine Verwundeten und Kranken fern. Abends dagegen waren meist alle versammelt. Darüber mochte schon der Oberst mit einer gewissen Eiferfucht. Als Rheinländer einem Glase Wein nicht abgeneigt, fand dabei ein gutes Wort eine gute Sache. So hob er denn die Tafelrunde nicht so bald auf, und wenn ältere Herren verschwanden, stichelte er tagelang, jüngere aber ließ er einfach durch den Regimentsadjutanten zurückgehen.

Nun war aber der Dienst anstrengend und nicht etwa, wie die im lieben Vaterland sich die Belagerung ausmalen, ein faules Franzosenkurgeln. Kam es auch selten zu großen Ausfällen, so lebten doch gerade die in Lesgranges, das sehr weit vorgehoben lag in ständiger Wehrhaftigkeit. Eben hier wurden die verzweifelten Versuche unternommen, die Verbindung mit der Außenwelt herzustellen. Das gelang nun zwar nicht, doch solcher „Schmerz“ pflegte meist ein paar Leute, zum mindesten aber die Nachtruhe zu kosten. Als nun bei zunehmendem Hunger der Eingeschlossenen die Wehrübungen der Vorposten einen immer größeren Umfang annahmen, fand es sich, daß die Herren ein paar Tage hinter einander nicht aus den Kleidern gekommen waren.

Man erwartete den „großen Ausfall“, in dem die verweirten Belagerten den letzten Ausweg suchen würden.

Da klangen Signale im Dorf Lesgranges.

Premierleutnant von Bugt kam die Treppe heruntergelaufen, mit seinen langen Beinen schief die Stufen auf einmal nehmend, und der Säbel, den er vergeblich versuchte während des Eilens umzuführen, schleifte hinter sich nach. Der Kompagnieführer schimpfte laut:

„Gottesdonnerwetter! Keinen Augenblick hat man Ruhe!“

Auf dem Ehrenhof, wo man den Ehrent zur Seite geschaut, war die Mannschaft schon angetreten. Leutnant Eschhorn, ein kleines Ärdchen mit jedem blondem Schurhaar, leitete nun schon zum zweitenmal die Rollen ab, denn der ewig eifrige Mensch hatte sich verpäht, worüber Leutnant von Krebs, in die Front eingetreten, vor sich hin schmunzelte.

Als die Leute eben abmarschiert, wurden Pferde vorgeführt, und Oberst von Kranich, groß, mit noch jugendlich schlanker Gestalt, sah auf und ritt zum offenen Gittertor mit den vergoldeten Lanzenspitzen hinaus, gefolgt von seinem Adjutanten, der in der Eile den rechten Hügel nicht erwischte und nun auf dem nachgahenden Pferde danach angete. Oberstleutnant Runge, ein hoher Mann, schon fast weiß, mit wenigen grauen Haaren auf der gekrümmten Oberlippe, ritt bedächtig hinterdrein.

Ein paar Stunden lang blieb das Tor offen, der Ehrenhof lag verlorren, darüber der graue, wolkenverhangene Winterhimmel, dann klang bei einfallender Dämmerung Pferdetrappel, der Stab kehrte zurück, gefolgt von der neunten Kompanie. Sie hielt, trat weg, und das hohe Gittertor mit den vergoldeten Lanzenspitzen fiel zu. Dahinter schritt der Posten auf und nieder.

Oberst von Kranich und Oberstleutnant Runge gingen nebeneinander über den hordauernden Teppichläufer die Treppe hinauf:

„Wieder umsonst!“ sagte ärgerlich der etatsmäßige Stabsoffizier, der sich um sein Nachmittagschlafchen betrogen fühlte. Der Kommandeur meinte mit leichtem Spott:

„Na, lieber Runge, bis zum Essen können Sie ja noch 'n Stündchen schlummern!“

„Werde ich auch!“

Eherzogen gab der Oberst zurück, doch seine Mißbilligung solcher „Schlafschuß“ klang daraus:

„Na, wenn mich meine Augen ersicht und Sie's Regiment führen müssen, ist's mit der Ruhe aus!“

Der Oberstleutnant zog die Augenbrauen empor:

„Berufen Sie's lieber nicht!“

„Sind Sie etwa abergläubisch, Runge?“

„Wenn auch nicht das... aber...“

„Aber doch!“

Sie nickten sich zu, und jeder verschwand in sein Zimmer. Dann sagte der Kommandeur zu seinem Adjutanten, ehe er die vorgelegten Papiere unterschrieb, und der gesunde schöne Mann strich die Schlafhaare, die er nach prüflicher Seite vorgeführt trug:

„Der reißt an seinem Freitrag!“

Auf der Treppe begegnete der Regimentsadjutant dem Oberstabsarzt, der ihm erzählte, wie eben ein Mann der neunten Kompanie mit einem Kopfschuß eingeliefert worden:

„Wissen Sie, lieber Herrndrich, der tolle blonde Gefreite, der uns neulich Abend so prächtig das Rheinweintied vorkam. Sie erinnern sich!“

„Kommt er durch?“

„Eben gestorben!“

„Gott, ach Gott! Und seine Mutter schrieb noch neulich dem Kommandeur so'n netten neuen Brief, er solle auf ihren Jungen „gut aufpassen!““

„Nun's Streifschuß!“ meinte der Oberstabsarzt, gleichsam, als sähe er das nicht für voll an. „Nun's Streifschuß!“ Aber einer Mutter Sohn lag tot.

Frank.

Kriegsgefangene von Magda Trost.

„Mutterföhnchen“ hatten ihn die Verwundeten immer genannt, und Mutterföhnchen hieß er auch später bei seinen Kameraden. Sie lachten oft, wenn der blutjunge Leutnant mit den Apfelnaden und dem Teint so weiß wie Milch mit lachendem Munde ergabte, daß ihm die Mutter, ein anderes Mal die Tante Rosa, dann wieder die gute Tante Hedwig ein Paket mit warmen Sachen geschickt hatte, damit er nur ja nicht friere. In seinem Zimmer noch es nach Kamillen, Valerian, Pfefferminz. Tante Hedwig behauptete, man müsse solche Tees immer im Hause haben, und versorgte den Kranken reichlich mit diesen und anderen Medikamenten. Manchmal ärgerete ihn freilich solche Fürsorglichkeit und er schwieg auch oft, wenn er von daheim eine Sendung empfing, die sich ganz besonders mit seinem Wohl und Wehe beschäftigte. Dennoch hatten alle Kameraden das verdächtige Mutterföhnchen gern, und so gar der Hauptmann erleichterte dem gar so zierlichen Leutnant Raben das Soldatenlos, indem er ihn von manchen allzu großen Strapazen befreite.

Dieterich war der einzige Sohn. Die Mutter, eine von jeder Seite, trübselige Frau, lebte in fändiger Sorge um ihr Kind, das, wie sie wußte, auch nicht zu den allertüchtigsten gehörte. Dennoch war es ihm geglikt, sich dem heillosen Offiziersstande zu widmen, und wenn er auch manchmal an besonders heißen Tagen oder langen anstrengenden Marschen ein physisches Unbehagen nicht verleugnen konnte, so hoffte er doch, daß sich diese Schwäche mit den Jahren geben würde.

„Krieg“ brauchte es durch das Land, und die Offiziere jagten. Jetzt konnte er jeder zeigen, was in ihm steckte, jetzt war die Zeit der eigenen Tüchtigkeit gekommen. Krieg jubelte Dieterich, Krieg wollte die Mutter. Tausend gute Lehren nahm er mit, wies lachend die Kniekapote mit Medikamenten ab und eilte zu den Fahnen.

In ihm, dem blutjungen Offizier, war alles voll stolzer, herrlicher Freude. Er konnte es gar nicht erwarten, daß es losging, und wer in seine leuchtenden Knabenaugen sah, der wußte, daß sich hinter dieser Kinderstirn ein Heldegeist barg. Schon nach wenigen Tagen war es allen klar, daß Leutnant Dieterich Raben einer der Tollkühnsten, einer der Geliebtesten war. Vor seiner Gefahr schredte er zurück, das Verwegenste war ihm gerade recht, und wenn er dann am Abend gesund wieder bei seinen Kameraden sah, dann schüttelten sie alle über das Mutterföhnchen den Kopf.

Am nächsten Morgen ging es dann weiter. Heute hieß es abwarten. Raben und seine Kompanie feuerten in dem Schützengraben und harrten auf weitere Befehle. Dem jungen Offizier war so merkwürdig zumute. Er fühlte sich zum Umfinken müde, es war ihm lebend heiß und wieder eiskalt. Der Feldwebel betrachtete ihn verstohlen. Das war heute so gar nicht seines Leutnants Art. Aber er schwieg. Nach wenigen Minuten sah er, wie Dieterich Raben bis in die Lippen erbläute und schwer rücklings in den Graben fiel.

Man trug den Kranken ins Lazarett. Leberanstrengung konstatierte der Stabsarzt und behauptete, Raben sei dann wieder bei Besinnung war und fragte, was mit ihm sei, riet man ihm, sich einige Tage ruhig zu behaltn, er sei leicht erkrankt.

„Nicht verwundet?“

„Nein, Sie haben die Strapazen nicht ausgehalten.“

Da wandte der junge Offizier das Haupt, damit man nicht sehen sollte, wie die Rote der Scham in sein Gesicht klag. Der Stabsarzt befühlte die fieberheiße Stirn und schüttelte den Kopf.

Da kam die Schlacht, die Tausende in ihre Reihen rief, die feindlichen Granaten rissen große Lücken in die Reihen der Kämpfenden, und immer neuer Ersatz wurde herangeschafft. Die Runde der gewaltigen Schlacht slog weit ins Land hinein. Da hielt es Dieterich nicht länger. Er meldete sich gesund und der Nachmittag fand ihn bereits an der Front. Mit aller Kraft suchte er sich zusammenzureißen. Wie im Fieber schlugen ihm die Jähne zusammen, und unendlich und matt klangen seine Befehle. Der Feldwebel mühte ihn zweimal jedes Kommando sagen, und er meinte endlich besorgt:

„Fert Leutnant, Sie sind krank, gehen Sie zurück!“

Aber Dieterich schüttelte fast zornig den Kopf: „Ich bin nicht krank, ich will nicht krank sein!“

Raum eine Viertelstunde später ging es nicht mehr. Er lehnte sich an einen Baum, um nicht zu fallen, und sank doch um. Trotz aller Verwundungen, sich aufzurichten, gelang es ihm nicht. Er fühlte heftige Stiche in der Brust, fühlte das laute Rachen des Herzens, und dabei wurde ihm so himmelangst zumute, daß er schreien wollte. Aber nur ein Wehzen kam aus der Kehle.

Nach tönte das juchzende Hurra der deutschen Sieger an sein Ohr, da richtete er sich hoch. Mit beiden Händen griff er sich an der Hals, und im nächsten Augenblick brach ihm aus Mund und Nase das rote Blut. Er sah es mit weit aufgerissenen Augen, er sah, wie die rote Flüssigkeit seine selbgraue Uniform benetzte. Das also war das Ende! Wenn er den Blutsturz überstand, dann schaffte man ihn nach Hause, einen Kranken konnte man im Krieg nicht brauchen. Krant, aber unverletzt. Da lachte er weh und wild auf, und lachte weiter, als auf neue das Blut dem Munde entquoll.

Dann sank er zurück, der rasende Schlag des Herzens wurde schwächer, immer schwächer, und über das geisterhafte bleiche Knabenantlitz zog noch einmal ein stilles, glückliches Lächeln.

— In der höheren Löhnterzufe. Lehrerin: Was verstehen Sie unter Kriegsvorfällen, Fräulein Irma?

Fräulein Irma: Wenn man mit einem Leutnant verlobt ist und weiß immer, wo er im Felde steht!

Unsere Schnittmuster-Offerte

Modernes Straguetto, No. 1051 und 1094.

Ein Straguetto neuerer Schnitt, zu sammengeseht aus den Schnittmustern No. 1051 und 1094, ist in dieser Abbildung dargestellt. Die feine, weiche Stoffe hat ein zartes, zierliches, eine feine Gattelpasse bildet. Den Armelbunden werden halb eine ganzlange Kerne angefügt, mit den Jahren geben würde. —

„Krieg“ brauchte es durch das Land, und die Offiziere jagten. Jetzt konnte er jeder zeigen, was in ihm steckte, jetzt war die Zeit der eigenen Tüchtigkeit gekommen. Krieg jubelte Dieterich, Krieg wollte die Mutter. Tausend gute Lehren nahm er mit, wies lachend die Kniekapote mit Medikamenten ab und eilte zu den Fahnen.

In ihm, dem blutjungen Offizier, war alles voll stolzer, herrlicher Freude. Er konnte es gar nicht erwarten, daß es losging, und wer in seine leuchtenden Knabenaugen sah, der wußte, daß sich hinter dieser Kinderstirn ein Heldegeist barg. Schon nach wenigen Tagen war es allen klar, daß Leutnant Dieterich Raben einer der Tollkühnsten, einer der Geliebtesten war. Vor seiner Gefahr schredte er zurück, das Verwegenste war ihm gerade recht, und wenn er dann am Abend gesund wieder bei seinen Kameraden sah, dann schüttelten sie alle über das Mutterföhnchen den Kopf.

Am nächsten Morgen ging es dann weiter. Heute hieß es abwarten. Raben und seine Kompanie feuerten in dem Schützengraben und harrten auf weitere Befehle. Dem jungen Offizier war so merkwürdig zumute. Er fühlte sich zum Umfinken müde, es war ihm lebend heiß und wieder eiskalt. Der Feldwebel betrachtete ihn verstohlen. Das war heute so gar nicht seines Leutnants Art. Aber er schwieg. Nach wenigen Minuten sah er, wie Dieterich Raben bis in die Lippen erbläute und schwer rücklings in den Graben fiel.

Man trug den Kranken ins Lazarett. Leberanstrengung konstatierte der Stabsarzt und behauptete, Raben sei dann wieder bei Besinnung war und fragte, was mit ihm sei, riet man ihm, sich einige Tage ruhig zu behaltn, er sei leicht erkrankt.

„Nicht verwundet?“

„Nein, Sie haben die Strapazen nicht ausgehalten.“

Da wandte der junge Offizier das Haupt, damit man nicht sehen sollte, wie die Rote der Scham in sein Gesicht klag. Der Stabsarzt befühlte die fieberheiße Stirn und schüttelte den Kopf.

Da kam die Schlacht, die Tausende in ihre Reihen rief, die feindlichen Granaten rissen große Lücken in die Reihen der Kämpfenden, und immer neuer Ersatz wurde herangeschafft. Die Runde der gewaltigen Schlacht slog weit ins Land hinein. Da hielt es Dieterich nicht länger. Er meldete sich gesund und der Nachmittag fand ihn bereits an der Front. Mit aller Kraft suchte er sich zusammenzureißen. Wie im Fieber schlugen ihm die Jähne zusammen, und unendlich und matt klangen seine Befehle. Der Feldwebel mühte ihn zweimal jedes Kommando sagen, und er meinte endlich besorgt:

„Fert Leutnant, Sie sind krank, gehen Sie zurück!“

Aber Dieterich schüttelte fast zornig den Kopf: „Ich bin nicht krank, ich will nicht krank sein!“

Raum eine Viertelstunde später ging es nicht mehr. Er lehnte sich an einen Baum, um nicht zu fallen, und sank doch um. Trotz aller Verwundungen, sich aufzurichten, gelang es ihm nicht. Er fühlte heftige Stiche in der Brust, fühlte das laute Rachen des Herzens, und dabei wurde ihm so himmelangst zumute, daß er schreien wollte. Aber nur ein Wehzen kam aus der Kehle.

Nach tönte das juchzende Hurra der deutschen Sieger an sein Ohr, da richtete er sich hoch. Mit beiden Händen griff er sich an der Hals, und im nächsten Augenblick brach ihm aus Mund und Nase das rote Blut. Er sah es mit weit aufgerissenen Augen, er sah, wie die rote Flüssigkeit seine selbgraue Uniform benetzte. Das also war das Ende! Wenn er den Blutsturz überstand, dann schaffte man ihn nach Hause, einen Kranken konnte man im Krieg nicht brauchen. Krant, aber unverletzt. Da lachte er weh und wild auf, und lachte weiter, als auf neue das Blut dem Munde entquoll.

Dann sank er zurück, der rasende Schlag des Herzens wurde schwächer, immer schwächer, und über das geisterhafte bleiche Knabenantlitz zog noch einmal ein stilles, glückliches Lächeln.

— In der höheren Löhnterzufe. Lehrerin: Was verstehen Sie unter Kriegsvorfällen, Fräulein Irma?

Fräulein Irma: Wenn man mit einem Leutnant verlobt ist und weiß immer, wo er im Felde steht!

Touristen-Offnungen Alaska.

Von dem allgemein erwarteten stärkeren Touristen-Verkehr in Nordamerika während des Sommers 1915 hofft auch das nordische Territorium Alaska einen sehr beträchtlichen Teil abzurufen; er fühlte heftige Stiche in der Brust, fühlte das laute Rachen des Herzens, und dabei wurde ihm so himmelangst zumute, daß er schreien wollte. Aber nur ein Wehzen kam aus der Kehle.

Nach tönte das juchzende Hurra der deutschen Sieger an sein Ohr, da richtete er sich hoch. Mit beiden Händen griff er sich an der Hals, und im nächsten Augenblick brach ihm aus Mund und Nase das rote Blut. Er sah es mit weit aufgerissenen Augen, er sah, wie die rote Flüssigkeit seine selbgraue Uniform benetzte. Das also war das Ende! Wenn er den Blutsturz überstand, dann schaffte man ihn nach Hause, einen Kranken konnte man im Krieg nicht brauchen. Krant, aber unverletzt. Da lachte er weh und wild auf, und lachte weiter, als auf neue das Blut dem Munde entquoll.

Dann sank er zurück, der rasende Schlag des Herzens wurde schwächer, immer schwächer, und über das geisterhafte bleiche Knabenantlitz zog noch einmal ein stilles, glückliches Lächeln.

— In der höheren Löhnterzufe. Lehrerin: Was verstehen Sie unter Kriegsvorfällen, Fräulein Irma?

Fräulein Irma: Wenn man mit einem Leutnant verlobt ist und weiß immer, wo er im Felde steht!

„Gott, ach Gott! Und seine Mutter schrieb noch neulich dem Kommandeur so'n netten neuen Brief, er solle auf ihren Jungen „gut aufpassen!““

„Nun's Streifschuß!“ meinte der Oberstabsarzt, gleichsam, als sähe er das nicht für voll an. „Nun's Streifschuß!“ Aber einer Mutter Sohn lag tot.

Man erwartete den „großen Ausfall“, in dem die verweirten Belagerten den letzten Ausweg suchen würden.

„(Fortsetzung folgt.)“

